

Keller zum Vergnügen

Abbildung auf dieser Seite steht für die Online-Vorschau aus urheberrechtlichen Gründen nicht zur Verfügung.

Gottfried Keller im Alter von etwa 50 Jahren.
Fotografie von Johannes Ganz (um 1870)

Keller zum Vergnügen

Herausgegeben von Ursula Amrein
und Michael Andermatt

Mit 16 Abbildungen

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 19498
2019 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlagillustration: Nikolaus Heidelbach
Druck und Bindung: Kösel GmbH & Co. KG,
Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell
Printed in Germany 2019

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-019498-0

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

Einleitung	9
I »Kleine Paradiese«	17
»Gartenheimweh« – »Glückselige Inseln« – Himmel und Hölle	
II Kulinarisches	31
Küche der Mutter – Apfelküchlein, Bohnen- schwänzchen und verbotene Gelüste – Sinnenfreude und »heidnische Greuelwelt« – Sittenmandate – Becherweihe	
III Vom »lieben Gott« und vom Beten	49
»Ernährer und Beschützer« – »Goldener Hahn« und »prächtig gefärbter Tiger« – »Erlöse uns von dem Bösen!« – »Objektloses Gebet« – Das »wahre Auge Gottes«	
IV »Ordentliche Systeme« und »Vexiergassen«	60
Theosophie – Wachsfigurenkabinett – »Menschen- natur« und »Weltordnung« – »Bruchstück« – Humor oder ein »Scheiterhaufen aus Antithesen« – »Die Weihnachtsfeier im Irrenhaus« – Züs Bünzlin's Lade – Tempel aus Pappe	

v	»Geldsachen«	84
	»Ökonomische Hundstage« – »Wenn ich sein Geld besäße« – Strafporto – Spekulanten – »Gären und Motten des Kommunismus«	
vi	»Denn heute ist alles Politik«	94
	»Frühlingswitterung« um 1848 – »Patriotische Existenz« und »Kulturdinge« – Die »eventuelle Schweiz« als »ungeheure Fabrikstadt« – Parteigezänk und Verleumdung – »Tapetenvaterland«	
vii	Bestiarium	III
	»Antediluvianische Bestie« – »Raritätensammlung« – »Naturhistorisches« – »Der freie Wille« – »Lauf- käfer« – »Vertilgungskrieg« – »Friede der Kreatur«	
viii	Augen-Blicke	121
	»Anschauen schöner Weibsbilder« – »Frauenaugen« – Spiegelbild – »Durchschauungswerk«	
ix	Träume	127
	»Liebesglück« und »böse Weiber« – »Riesen- schlange auf dem Tabouret« – Traumphantasien und »Dichtersünden« – »Opiummesser« – Vater- ländisches »Traumgetümmel«	
x	»Theatergeschichten«	142
	Zeus auf dem Fass – Gretchen und die Meerkatze	

XI	»Auch Dichter gibt's eine Menge«	157
	Jean Paul – Heinrich Heine – Jeremias Gotthelf – Schiller und Goethe – Conrad Ferdinand Meyer – Georg Büchner – Unter Literaten	
XII	»Ergreifende Töne« und die Vertreibung der Musen	167
	Glasharmonika – »Kolossale Kritzelei« – »Lebensbücher« – Musa und die Musen	
	Glossar	181
	Zeittafel	183
	Textnachweise	188
	Verzeichnis der Abbildungen	191

Einleitung

»Es macht mir alles Vergnügen, was Sie mir schreiben, [...] auch die stachlichten Sonderbarkeiten, die Sie so geschickt darein einzuflechten verstehen.« (Ms. GK 79 f.) Was Ludmilla Assing am 24. Mai 1859 auf einen Brief Gottfried Kellers erwiderte, trifft auch auf Kellers Gesamtwerk zu. Es sind im Speziellen diese »stachlichten Sonderbarkeiten«, die Kellers vielgerühmten Humor ausmachen.

Keller selber war durchaus klar, dass der im 19. Jahrhundert zur Zeit des bürgerlichen Realismus allgemein florierende Humor nur allzu leicht zur billigen Masche und falschen Versöhnung mit den Widersprüchen des Lebens verkommen konnte. In seinem Hauptwerk, dem großen Roman *Der grüne Heinrich* (1854/55 und 1879/80), lässt er einen Kaplan auftreten, der die Karikatur eines Humoristen gibt, indem »er alle Viertelstunden das Wort Humor gebrauchte und es zum Maßstabe und Kriterium alles dessen machte, was irgendwie vorfiel und gesprochen wurde« (SW 6, 215). Allein, diese Verlachung des Humors in der Karikatur wird – und das ist nun das Spezifische an Kellers Humor – fortwährend unterlaufen und gerät darin zu einem Glanzstück echten Humors und damit exemplarisch zum Beleg seiner hohen Bedeutung. So schreibt Keller von seinem Kaplan:

»Alles, was er selbst tat, redete und fühlte, gab er zunächst für humoristisch aus, und obgleich es dies nur in den minderen Fällen war und mehr in einem maßlosen Klappern und Feuerwerken mit Gegensätzen, Bildern und Gleichnissen bestand, so erzeugte dies Wesen dennoch einen gewissen Humor, besonders wenn wir alle zusammensaßen und er uns mit ungeheurem Wortschwall erklärte, was Humor sei und wie wir dieser Gottesgabe auch nicht eines Senfkörnleins groß besäßen.« (ebd.)

Kellers Erzählweise lässt sich als Experiment mit offenem Ausgang charakterisieren, das die Sachverhalte, von denen es redet, immer wieder überprüft oder sogar verwirft, und damit vorgenommene Wertungen anhaltend revidiert. Das Vergnügen an Kellers Texten resultiert aus dieser ständigen Bewegung der Revision, die auf oft skurrilen Wegen im einzelnen Wort oder über große Erzählbögen hinweg ihren Witz zündet.

Lange war bei Gottfried Keller (1819–1890) ungewiss, was aus ihm werden sollte. Sein Leben verlief in merkwürdigen Bahnen und nahm immer wieder ungeahnte Wendungen. Als er fünf Jahre alt war, starb plötzlich sein Vater an einer Lungenerkrankung; mit 15 wurde Gottfried wegen der Teilnahme an einem Schülertumult von der Schule gewiesen; als er darauf Landschaftsmaler werden wollte, scheiterte er an feh-

lendem Rat und Unterstützung und verkam in München, wohin er zwecks seiner Ausbildung gereist war, beinahe in der Armut. Zurück in seiner Heimatstadt Zürich, lebte der 23-Jährige bei Mutter und Schwester eine Weile ziellos dahin. – Trotzdem, im Rückblick ist dieses Leben eine Erfolgsgeschichte: Keller zählte schon im 19. Jahrhundert zu den angesehensten Autoren seiner Zeit, heute gehört sein Werk zum international gültigen Kanon der Weltliteratur. In Zürich hatte Keller über 15 Jahre hinweg das wichtige Amt des Staatsschreibers inne. Als er starb, gab man ihm zu Ehren ein großes Staatsbegräbnis. – Was für ein Widerspruch zwischen den verhaltenen, ja trüben Anfängen und dem späteren gloriosen Triumph!

Kellers Aufstieg zum gefeierten Autor ist eng verbunden mit der politischen Entwicklung der Schweiz im 19. Jahrhundert. Das nachrevolutionäre Europa war damals auf dem Weg der Nationenbildung, was sich als politischer Kampf zwischen konservativen oder reaktionären und progressiv-liberalen Kräften äußerte. Die Schweiz gründete im europäischen Vergleich prototypisch früh 1848 einen Bundesstaat mit repräsentativ-demokratischer Verfassung. In den Jahren vor 1848, der Epoche des Vormärz, arbeitete sich Keller aus seiner Misere heraus, parallel zur Entstehung der modernen Schweiz.

In Kellers Aufzeichnungen aus den 1840er Jahren lässt sich nachlesen, wie die quälende Lethargie des er-

folglosen Malers in die Euphorie dichterischen Gestaltens umschlug. Am 11. Juli 1843 hielt Keller in seinem *Tagebuch* fest, dass er nun »etwas wagen [müsse], um den Karren aus dem Schlamm zu bringen« (SW 21, 43). Er las damals viel, u. a. auch Gedichte von Anastasius Grün, und gelangte zur Überzeugung, dass sich die Dichtung seiner Zeit »mit den großen Welt-Fort- oder Rückschritten beschäftigen« (SW 21, 45) müsse. Im Tone der Erweckung schrieb er am 5. August, es tobe und gäre in ihm »wie in einem Vulkane« und er werfe sich »dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und der religiösen Ansichten in die Arme« (SW 21, 51). Scheinbar aus dem Nichts heraus begann er politische Gedichte zu schreiben, die ihm mit großer Leichtigkeit von der Hand gingen. Er nahm Stellung gegen Kirche und Konservatismus und konnte über die Vermittlung eines ehemaligen Lehrers schließlich publizieren. In diesen Tagen erfand sich Keller als politischer Dichter des Vormärz neu.

Kellers Gedichte und sein politisches Engagement, das sich etwa in der Teilnahme an den Freischarenzügen gegen die Jesuitenberufung in Luzern äußerte, machten ihn erstmals regional bekannt. Schließlich erhielt er, nachdem er 1847/48 als Volontär in der Zürcher Staatskanzlei gearbeitet hatte, im September 1848 von der Zürcher Regierung ein Weiterbildungsstipendium, das ihn über Heidelberg, wo er Ludwig Feuerbach (1804–1872) kennenlernte, nach Berlin führte.

Der fünfjährige Aufenthalt in Berlin war für die Entstehung von Kellers Werk absolut prägend. Er verfasste dort den Roman *Der grüne Heinrich*, ließ eine erweiterte Auflage seiner Gedichte erscheinen und schrieb auch den ersten Band der *Leute von Seldwyla* nieder, den er während der Romanproduktion nebenher konzipiert hatte. Bemerkenswert ist nun aber, dass Keller in dieser Zeit überhaupt eine Fülle von Ideen und Plänen nebenher fasste, aus denen nachher mit zum Teil großem zeitlichen Abstand sein späteres Werk entstand. Fast alles von Kellers Werk hat seinen Ursprung in Berlin.

Nach der Rückkehr in die Schweiz war Keller in Zürich indes alles andere als ein gemachter Mann. Sein Roman wurde über Literatenkreise hinaus kaum gelesen. Geldnöte plagten ihn, der kein regelmäßiges Einkommen hatte und im Alter von 35 Jahren im Haushalt von Mutter und Schwester lebte. Politisch hatte sich Zürich und der Liberalismus in Kellers Abwesenheit stark in Richtung Kapital und Unternehmertum verändert. Während die Wirtschaft boomte, war bei Keller unverhofft die alte Misere wieder da. Seine Produktivität versiegte. Dann aber besann sich Keller zurück auf seine politische Überzeugung und begann genauso unvermittelt wie ehemals bei der Lyrik, als politischer Publizist in den Zeitungen aufzutreten. Er griff mit der sich damals formierenden demokratischen Opposition frontal

den Zürcher Wirtschaftsliberalismus an, dem er »Verschliffenheit der Grundsätze« (SW 2I, 114) vorwarf und dessen Patriotismus er in Frage stellte.

Und so kam er unverhofft in Amt und Würde. Die angegriffenen Liberalen machten ihn zum Staatschreiber. Keller hatte nun ein hohes politisches Amt und ein regelmäßiges Einkommen. Und er verstummte. Presseverlautbarungen oder gar Polemik waren in seiner Position ausgeschlossen. Der Arbeitsanfall seiner Stellung machte zudem die dichterische Produktion so gut wie unmöglich. Das hätte das Ende des Dichters Gottfried Keller sein können. In Deutschland war er damals praktisch unbekannt; seine Bedeutung erschöpfte sich im Regionalen.

Es dauerte gute zehn Jahre, bis sich das Blatt erneut wendete. 1871 geriet der Wiederabdruck von *Romeo und Julia auf dem Dorfe* in Paul Heyses mehrbändiger Anthologie *Deutscher Novellenschatz* zu einem unverhofften Erfolg. Die weit verbreitete Anthologie titulierte Keller als »Shakespeare der Novelle« und machte ihn über die Schweiz hinaus im ganzen deutschsprachigen Raum als großen, bislang zu wenig gewürdigten Novellisten bekannt. Der Staatsschreiber Keller horchte auf und prüfte seinen Marktwert, indem er die *Sieben Legenden* publizierte, die er seit 1860 als Manuskript in der Schublade hatte. Zu seiner großen Genugtuung wurde die Publikation ein sofortiger Erfolg und konnte nach zwei Monaten in erneu-

ter Auflage erscheinen, was in der Publikationsgeschichte von Kellers Werken ein Novum darstellte. Ermutigt von diesem Erfolg, nahm Keller unverzüglich die seit Ende der 1850er Jahre geplante Fortsetzung der *Leute von Seldwyla* an die Hand, so dass die erweiterte Fassung in vier Bänden 1873/74 erscheinen konnte. Erneut durfte Keller mit dem Erfolg zufrieden sein; bereits 1876 erschien eine Neuauflage in zwei Bänden. Kellers Ansehen als Autor war sprunghaft gestiegen. Neben dem Markterfolg hatten daran auch die vielen lobenden Besprechungen, die nun erschienen, ihren Anteil, etwa des Wiener Literaturhistorikers Emil Kuh (1828–1876), und vor allem Friedrich Theodor Vischers (1807–1887) großer Keller-Essay vom Juli 1874 in der *Allgemeinen Zeitung* in Augsburg.

Im Juli 1876 trat Keller im Alter von 57 Jahren von seinem Amt als Staatsschreiber zurück und lebte fortan 14 Jahre lang als freier Schriftsteller in Zürich. Die Werke, die er in dieser Zeit verfasste, gehen bis auf wenige Ausnahmen auf Berliner Konzepte zurück. In diesem Kontext ist auch die Überarbeitung und Neuauflage des *Grünen Heinrich* im Jahre 1880 zu sehen. Erst jetzt in seiner Neufassung wurde der Roman zum Verkaufserfolg und überhaupt bekannt. Kellers zweiter Roman, *Martin Salander* (1886), ist eines der wenigen Werke, die nicht auf Berlin zurückverweisen. Der Roman wurde als Zeitroman zu einem erbitterten Manifest gegen die politischen und

wirtschaftlichen Entwicklungen der 1870er und 1880er Jahre. Indem er einen kritischen Rückblick auf die Schweiz der Gründerzeit nach 1848 darstellt, ist auch er in spezifischem Sinne retrospektiv, eine Rückbesinnung auf Kellers Lebenszeit.

Die vorliegende Textauswahl in ihren zwölf Kapiteln sammelt unter für Kellers Werk charakteristischen Themenschwerpunkten quer durch das Gesamtwerk Stellen, die für Kellers Erzählen signifikant sind. Die einzelnen Kapitel lassen damit nachvollziehen, wie Keller über seine gesamte Produktion hinweg Themen weiterverfolgte und veränderte. Politisches wurde dabei genauso berücksichtigt wie Philosophisches, Theologisches oder Ökonomisches. Neben diesen stärker der Biographie und der Zeit verbundenen Themen bilden spezifisch literarische Aspekte einen Schwerpunkt der Auswahl, in denen Kellers weite dichterische Phantasie aufzuscheinen vermag. Die Kapitel, die sich Literatur und Kunst widmen, veranschaulichen Kellers gleichermaßen reflektierten wie witzigen Umgang mit dem Medium, in dem er sich immer wieder neu erprobte. Die Feingliederung des Inhaltsverzeichnisses orientiert sich an Kellers eigenen Formulierungen. Die Herausgeberin und der Herausgeber hoffen, dass den Leserinnen und Lesern das gleiche Vergnügen zuteilwerden möge, das ihnen die Zusammenstellung der Texte bereitete.

I »Kleine Paradiese«

»Gartenheimweh«

Es ist sehr kalt heute, das Gärtchen vor dem Fenster schlottert vor Kühle, siebenhundertzweiundsechzig Rosenknospen kriechen beinahe in die Zweige zurück. Der Hausbesitzer, ein ältlicher Professor der Philologie, hat sich neulich plötzlich noch eine Braut angeschafft und baut sich nun dicht vor meinem Fenster eine kleine Schattenlaube, worin der unverschämte Hund wahrscheinlich, mir vor der Nase, seine Flitterwochen vergirren will! Er hat einen alten lahmen Zimmermann angestellt, der schon die ganze Woche an dem verfänglichen Werke herum bäscht und hämmert, heut ein Brettchen und morgen ein Brettchen; ein schlau aussehender Klempner sucht aus einer alten Badewanne von Blech ein Dach zuzuschneiden, welches so viel Wonne bedecken soll; ein Tüncher steht ungeduldig bereit mit eingetauchtem Pinsel, ein halb toller Gärtnergreis kommt alle Stunden und zankt, dass er seine Sträucher und Schlingpflanzen noch nicht hinsetzen könne, kurz es ist eine Aufregung und ein Treiben, als ob die Gärten der Semiramis gebaut werden sollten. Und der beglückte Bauherr steht hinten und vorn dabei und daneben und drum herum und misst mit dem Zollstock und klettert auf das Dach, und nur die Braut tut ver-

Abbildung auf dieser Seite steht für die Online-Vorschau aus urheberrechtlichen Gründen nicht zur Verfügung.

Gottfried Keller als junger Künstler in München.
Bleistiftzeichnung von Johann Salomon Hegi (1841)

schämt und lässt sich nicht sehen auf der famosen Baustelle.

Keller an Ludmilla Assing. Zürich, 15. Mai 1859

Es geht nichts über ein Kämmerlein, wie das meine, wo die Aussicht über die Gärtchen und Hühnerhöfe geht, welche die englischen Gärten und Hinterparadiese der stillen Bürgerhäuser sind. Die wohlbekannten Frauen und Nachbarn hängen ihre Wäsche in die Sonne, die Hühner gackern, und die Hausväter lassen dann und wann ihre Flüche und Ordnungsmandate ertönen.

Wie lieblich und unschuldig aber klingt der Gesang einer benachbarten Mädchenschule zu mir herüber. Wie mächtig ergreifen mich diese wohlbekannten und doch längst vergessenen Kinderlieder, aus denen des Schulmeisters leitende Stimme ganz patriarchalisch herausschallt. Ein bisschen Berg und Wald guckt kümmerlich noch über die alten Dächer, hinter denen das Kind einst die Welt abgeschlossen glaubte. Das kleine Stück Berg war mir dann ein fernes, unerreichbares Amerika oder Ostindien. Wie anders jetzt, wo mir die glückliche Ruhe und Stille der Kindheit und die Abgeschlossenheit des Vaterhauses ewig unerreichbar geworden sind! – Und doch war eigentlich das Kind auch nicht ruhig und befriedigt; aber das friedliche Ergeben war sein! –

O klinge nur, du alte Orgel, an welcher auch ich einst gesungen habe; ich glaube, es waren die Kirchenlieder, die ich damals mit der größten Andacht sang; und jetzt?? O Kinderzeit! O Zukunft! Zu meiner Zeit war es eine Knabenschule; und wann wir zwischen den Lehrstunden im Hofe herum sprangen, dann zeigte ich den andern Buben das Vaterhaus und sagte: »Dort wohn' ich, in dem schwarzen Haus mit den roten Balken!« Dann sagten die Knaben wohl: »Ist das dein Vater, der dort herauschaut?«, und ich antwortete: »Nein, mein Vater ist gestorben! Der herausguckt, ist ein fremder Mann, der bei uns wohnt, und meine Mutter ist in der Küche!« –

Ich schaue jetzt zu dem gleichen verwitterten Fenster hinaus, und im Hofe des Schulhauses sind kleine Mädchen, die sehen mich und scheinen zu sagen: »Wer ist denn der Kerl mit dem Schnurrbart dort? Der macht ein trauriges Gesicht!« Ich glaube, sie lachen mich aus. –

Tagebuch. 8. August 1843

Die Fenster unserer Wohnstube gingen auf eine Menge kleiner Höfe hinaus, wie sie oft von einem Häuserviertel umschlossen werden und ein verborgenes behagliches Gesumme enthalten, welches man auf der Straße nicht ahnt. Den Tag über betrachtete ich stundenlang das innere häusliche Leben in diesen

Höfen; die grünen Gärtchen in denselben schienen mir kleine Paradiese zu sein, wenn die Nachmittags-sonne sie beleuchtete und die weiße Wäsche darin sanft flatterte, und wunderfremd und doch bekannt kamen mir die Leute vor, welche ich fern gesehen hatte, wenn sie plötzlich einmal in unsrer Stube standen und mit der Mutter plauderten. Unser eigenes Höfchen enthielt zwischen hohen Mauern ein ganz kleines Stückchen Rasen mit zwei Vogelbeerbäumchen; ein nimmermüdes Brunnchen ergoss sich in ein ganz grün gewordenes Sandsteinbecken, und der enge Winkel ist kühl und fast schauerlich, ausgenommen im Sommer, wo die Sonne täglich einige Stunden lang darin ruht. Alsdann schimmert das verborgene Grün durch den dunklen Hausflur so kokett auf die Gasse, wenn die Haustür aufgeht, dass den Vorübergehenden immer eine Art Gartenheimweh befällt. Im Herbste werden diese Sonnenblicke kürzer und milder, und wenn dann die Blätter an den zwei Bäumchen gelb und die Beeren brennend rot werden, die alten Mauern so wehmütig vergoldet sind und das Wässerchen einigen Silberglanz dazu gibt, so hat dieser kleine abgeschiedene Raum einen so wunderbar melancholischen Reiz, dass er dem Gemüte ein Genüge tut wie die weiteste Landschaft.

Der grüne Heinrich. 2. Fassung (1879/80)

Denn an einem offenen Paradiesgärtlein geht der Mensch gleichgültig vorbei und wird erst traurig, wenn es verschlossen ist.

Regine. Das Sinngedicht (1881)

»Glückselige Inseln«

So dürftig das Gemach aussah, so erschien es ihm doch wie ein Paradies, welches er verlassen sollte und zwar so ungerechterweise. Er ließ seine Augen umhergehen an den Wänden und zählte alle die vertrauten Spuren von den vielen Gesellen, die hier schon gewohnt kürzere oder längere Zeit; hier hatte der seinen Kopf zu reiben gepflegt und einen dunklen Fleck verfertigt, dort hatte jener einen Nagel eingeschlagen, um seine Pfeife daran zu hängen, und das rote Schnürchen hing noch daran. [...] Dann heftete er sein Auge auf die Gegend zunächst seinem Gesichte und betrachtete da die kleineren Gegenstände, welche er schon tausendmal betrachtet, wenn er des Morgens oder am Abend noch bei Tageshelle im Bette lag und sich eines seligen, kostenfreien Daseins erfreute. Da war eine beschädigte Stelle in dem Bewurf, welche wie ein Land aussah mit Seen und Städten, und ein Häufchen von groben Sandkörnern stellte eine glückselige Inselgruppe vor; weiterhin erstreckte sich eine lange Schweinsborste, welche aus

dem Pinsel gefallen und in der blauen Tünche stecken geblieben war; denn Jobst hatte im letzten Herbst einmal ein kleines Restchen solcher Tünche gefunden und, damit es nicht umkommen sollte, eine Viertelswandseite damit angestrichen, soweit es reichen wollte, und zwar hatte er die Stelle bemalt, wo er zunächst im Bette lag. Jenseits der Schweinsborste aber ragte eine ganz geringe Erhöhung, wie ein kleines blaues Gebirge, welches einen zarten Schlag Schatten über die Borste weg nach den glückseligen Inseln hinüber warf. Über dies Gebirge hatte er schon den ganzen Winter gegrübelt, da es ihm dünkte, als ob es früher nicht dagewesen wäre. Wie er nun mit seinem traurigen, duselnden Auge dasselbe suchte und plötzlich vermisste, traute er seinen Sinnen kaum, als er statt desselben einen kleinen kahlen Fleck an der Mauer fand, dagegen sah, wie der winzige blaue Berg nicht weit davon sich bewegte und zu wandeln schien. Erstaunt fuhr Jobst in die Höhe, als ob er ein blaues Wunder sähe, und sah, dass es eine Wanze war, welche er also im vorigen Herbst achtlos mit der Farbe überstrichen, als sie schon in Erstarrung dagesessen hatte. Jetzt aber war sie von der Frühlingswärme neu belebt, hatte sich aufgemacht und stieg eben in diesem Augenblicke mit ihrem blauen Rücken unverdrossen die Wand hinan. Er blickte ihr gerührt und voll Verwunderung nach; solange sie im Blauen ging, war sie kaum von der Wand

Abbildung auf dieser Seite steht für die Online-Vorschau aus urheberrechtlichen Gründen nicht zur Verfügung.

Gottfried Keller und Arnold Böcklin im *Gefilde der Seligen*.
Illustration von Karl Arnold. *Simplicissimus* vom 15. Juli 1919
anlässlich Kellers 100. Geburtstag

zu unterscheiden; als sie aber aus dem gestrichenen Bereich hinaustrat und die letzten vereinzelt Spritze hinter sich hatte, wandelte das gute himmelblaue Tierchen weithin sichtbar seine Bahn durch die dunkleren Bezirke. Wehmütig sank Jobst in den Pfülsen zurück; so wenig er sich sonst aus dergleichen machte, rührte diese Erscheinung doch jetzt ein Gefühl in ihm auf, als ob er doch auch endlich wieder wandern müsste, und es bedünkte ihm ein gutes Zeichen zu sein, dass er sich in das Unabänderliche ergeben und sich wenigstens mit gutem Willen auf den Weg machen solle.

*Die drei gerechten Kammacher.
Die Leute von Seldwyla (1856)*

Als wir nach Luzern zurückgekehrt waren, führte uns ein freundlicher Stern in die permanente Kunstaussstellung dieser Stadt, welche sich an zugänglichem Orte in dem alten Rathause befindet und immer etwas Neues aufzuweisen scheint. Unverhofft standen wir wenigstens vor einem neuen Bilde Arnold Böcklins [...]. Es ist wieder eine von Böcklins Tritonenfamilien, die wir in ihrem Stilleben überraschen, ohne dass sie sich stören lassen. Aus den hochgehenden Meereswellen, unter den jagenden Sturmwolken hebt eine Klippe ihren Rücken gerade soviel hervor, dass die Leutchen darauf Platz finden. Der Triton sitzt